

Acht Regeln für die Amok-Berichterstattung

Von Frank Nipkau

Wir brauchen Regeln für die Berichterstattung, die über die allgemeinen Grundsätze des Pressekodexes hinausgehen. Dies ist erstmals zum Jahrestag des Amoklaufes von Winnenden versucht worden. Jeder Journalist, der sich für die Berichterstattung akkreditiert hatte, erhielt im März 2010 eine „Stellungnahme der Psychologischen Nachsorge“. Die Psychologische Nachsorge betreut im Auftrag der Unfallkassen in Baden-Württemberg traumatisierte Schüler, Eltern und Helfer. „Fotos, Berichte und Informationen zu Ereignissen wecken bei allen Menschen Erinnerungen an die Vergangenheit, an belastende und schmerzliche Erfahrungen“, heißt es in dem Papier. „Unser Ziel ist es, den Betroffenen und ihren Angehörigen den Schutzraum zu gewähren, den sie benötigen, um den Genesungsprozess fortsetzen zu können. Der Respekt vor der Würde des Menschen erfordert, die Betroffenen nicht durch Bedrängnis von außen mit der belastenden Situation zu konfrontieren. Wir möchten, dass die Menschen in Winnenden in Ruhe trauern können.“

Dann folgen acht Regeln für die Berichterstattung – in der Form von Bitten:

- 1 Halten Sie bitte Abstand zu Menschen, die trauern.
- 2 Zeigen Sie bitte Respekt und bedrängen Sie die trauernden Menschen nicht.
- 3 Akzeptieren Sie bitte ein „Nein“; akzeptieren Sie Ruhe- und Rückzugsbedürfnisse.
- 4 Achten Sie bitte die Privatsphäre der Betroffenen und der Anwohner. Belagern Sie keine Häuser und Schulen.
- 5 Bitte rufen Sie nicht ohne Erlaubnis Betroffene einfach zu Hause an.
- 6 Fotografieren und filmen Sie bitte nicht die Gesichter von Menschen, die weinen.
- 7 Befragen Sie bitte keine Minderjährigen.
- 8 Fragen Sie bitte nicht nach dem persönlichen Erleben vor einem Jahr, weil dadurch die traumatischen Erfahrungen wiederbelebt werden. Außerdem kann dadurch der therapeutische Prozess bei den Betroffenen wieder zurückgeworfen werden.

Diese Regeln sind bei der Berichterstattung über den ersten Jahrestag weitgehend beachtet worden und haben der Qualität von Filmbeiträgen oder Artikeln nicht geschadet.



Prof. Dr. Wolfgang Donsbach Gisela Mayer

Frank Nipkau

Lutz Tillmanns

Prof. Dr. Christian Schicha

Richte keinen Schaden an, ganz einfach

Der Amoklauf in Winnenden und die Ethik im Journalismus – eine Podiumsdiskussion

Welche Lehren müssen die Medien aus der Berichterstattung über den Amoklauf von Winnenden ziehen? Was lief falsch, was richtig? Wie können Zeitungen ihrer ethischen Verantwortung gerecht werden?

Von Peter Schwarz

Es ist ganz einfach, im Grunde sind sich darüber alle auf dem Podium einig. Wie ein Berichtstatter sich im Angesicht einer schrecklichen Katastrophe zu verhalten hat, lässt sich in einem einzigen Satz zusammenfassen, und um ihn zu begreifen, reicht der gesunde Menschenverstand: „First do no harm“, sagt Bruce Shapiro vom Dart Center for Journalism and Trauma – keinen weiteren Schaden anzurichten bei den Betroffenen, das sei die erste Leitlinie.

Wer über Entsetzliches wie einen Amoklauf, eine Naturkatastrophe, einen Verkehrsunfall berichtet, muss sich in jedem Augenblick der Verantwortung gegenüber den Opfern und ihren Angehörigen bewusst sein. Sie sehen sich vollkommen unvorbereitet in eine Situation hineingeworfen, aus der es keinen Ausweg gibt – in solch einer Lage „ruht eine erhöhte Verantwortung auf den Schultern des Journalisten“, sagt Gisela Mayer, deren Tochter Nina am 11. März erschossen wurde.

Alles Weitere ergibt sich daraus – die psychologische Nachsorge hat in Winnenden in einer viel beachteten Handreichung für Journalisten die naheliegenden Regeln durchdekliniert: Trauernde nicht bedrängen; keine Minderjährigen befragen; Schulen und Wohnhäuser nicht belagern. Oder mit den Worten von Frank Nipkau, Redaktionsleiter beim Zeitungsverlag Waiblingen: die „Jagd auf Opfer-

Fotos und Opfer-Geschichten“ nicht mitmachen, nicht zwei Stunden nach der Tat bei den schockstarrten Eltern klingeln: Haben Sie Bilder von Ihrer Tochter? Hatte sie einen Freund?

Der Zeitungsverlag Waiblingen hat auf blutige Einzelheiten der Tat verzichtet – und „es gab keinen Leser, der gesagt hat, da hat uns was gefehlt“. Man kann sich der Hatz nach den grellsten Details also entziehen – und nimmt gerade dadurch keinen Schaden: Lokaljournalisten sind keine routinierten Katastrophenprofis, die von irgendwoher anreisen, eine Geschichte rausheulen und wieder verschwinden; Lokaljournalisten sind auch keine „Bild“-Reporter, von denen man nun mal weiß, dass Behutsamkeit, Zurückhaltung, Respekt nicht Teil des Geschäftsmodells sind; Lokaljournalisten müssen auch am Tag, in der Woche, im Jahr nach dem Geschehnis den Menschen in ihrer Heimat in die Augen schauen können. Wenn sie ihrer Verantwortung gerecht werden, gewinnen sie den Respekt der Leser. Das ist eine „ermutigende Botschaft“ für jede Lokalredaktion, sagt Nipkau.

So weit ist den Podiumsbeiträgen nicht im Geringsten zu widersprechen. Am spannendsten sind aber womöglich zwei Beiträge, die über diesen Common Sense hinaus Problemhorizonte aufreißen . . .

„Gründlichkeit statt Schnelligkeit“

Bei der Berichterstattung über ein derart existenziell erschütterndes Drama, sagt Prof. Christian Schicha von der Mediadesign-Hochschule Düsseldorf, muss die Maxime lauten: „Gründlichkeit statt Schnelligkeit“. Aber sich dem Diktat der Schnelligkeit zu entziehen – das

wird künftig nicht leichter. In einer ganzen Serie von Referaten kreist dieses Lokaljournalistenforum um die Frage, wie der Journalismus sich in der digitalen Zukunft behaupten wird. Es wird, sagen viele, darum gehen, minutenaktuell Nachrichten in die multimedialen Kanäle einzuspeisen und so gegen die ebenfalls im Hecheltempo operierende Konkurrenz zu bestehen. Schnelligkeit aber steht strukturell in einem Widerspruch zu Genauigkeit, Reflektiertheit, Behutsamkeit. Wie sichern wir uns in diesem Hamsterrad der Beschleunigung Denkpausen?

Prof. Wolfgang Donsbach von der Technischen Universität Dresden fordert „mehr Schutz der Journalisten, die sich dem Weiterdrehen der Schraube verweigern, Schutz für die, die sich in der Tageshektik dem Druck entziehen“. Wenn ein Journalist aus einem Gefühl professioneller Verantwortung heraus eine eigenständige Entscheidung trifft, müsse er auf einen kollegialen „Schutzwall“ bauen können, müsse er auf seinem Gewissen beharren dürfen – selbst wenn von dieser Entscheidung ökonomische Verlagsinteressen berührt sind.

Und das, sagt Donsbach, gilt nicht erst bei einem Amoklauf. Es beginnt bei viel alltäglicheren „ethischen Problemen“; bereits dort, wo ein Journalist „über einen Inserenten nicht schlecht schreiben“ darf, weil der sonst womöglich keine Anzeigen mehr schaltet.

Wer gewohnt ist, Einmischungen als Unausweichlichkeiten zu akzeptieren, Vorgaben zu gehorchen und sich das freie Denken abnehmen zu lassen, wird im Zweifelsfall in einer dramatischen Ausnahmesituation nicht über die Erfahrung und das Selbstbewusstsein verfügen, auf seinen inneren Kompass zu vertrauen.

Die Arbeit mit dem Langzeit-Trauma

Wie können Lokaljournalisten mit einem Amoklauf umgehen?

Interview mit Bruce Shapiro

Mit welcher Motivation haben Sie das Dart Center für Journalismus und Trauma gegründet?

Shapiro: Als Lokaljournalist kam ich mit sehr viel Gewalt und schlimmen Schicksalsschlägen in Berührung. Als ich 19 Jahre alt war, musste ich über eine Frau schreiben, die nach einem Giftgasunfall gestorben war. Das war meine erste Geschichte.

Ein schlimmes Ereignis im Sommer 1994 veränderte meine Perspektive. Ich und sechs weitere Menschen wurden in einem Café von einem Mann niedergestochen. Im Sommerloch wurde die Geschichte großgefahren und kam auf die Titelseiten der New York Times und des Time Magazines. Uplötzlich war ich nicht nur Journalist, sondern auch Opfer. Als ich meine Erfahrungen in verschiedenen Artikeln beschrieb, wurde mir bewusst, dass ich den Prozess, den ein Opfer nach einer Gewalttat erlebt, bislang überhaupt nicht verstanden hatte. Ich reagierte äußerst emotional auf die Berichterstattung und die Fernsehkameras, die mich und meine Familie belagerten. Seither beschäftigt mich das Verhältnis von Gewalt und Medien.

Ich war nicht der einzige. Wir fanden uns in einer Gruppe aus Psychologen, Betroffenen und Kollegen zusammen, um uns auszutauschen und zu lernen. Das war der Beginn der Dart Foundation, aus der Jahre später das Dart Center hervorging.

Was waren die wichtigsten Themen, die Journalisten, die viel mit Gewalt zu tun haben, beschäftigten?

Shapiro: Zwei Jahre später stießen wir auf ein Thema, das bis dahin noch nie öffentlich diskutiert worden war. Ein befreundeter Psychiater hielt einen Vortrag über die Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) bei der Seattle Times. Daraufhin meldete sich ein älterer Redakteur und sagte: „Das trifft ziemlich genau auf mich zu.“

Wir gaben Umfragen und Untersuchungen in Auftrag, um herauszufinden, wie groß die traumatische

Belastung für Journalisten ist, die über Gewalt und Kriminalität berichten. 86 % aller Lokaljournalisten haben mit solchen Themen zu tun, unsere Ergebnisse ergaben, dass etwa sechs bis 13 Prozent Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung zeigten, bei den Auslandskorrespondenten sind es sogar 28 Prozent. Unsere Untersuchungen ergaben aber auch, dass Journalisten statistisch gesehen relativ gute seelische Widerstandskräfte gegenüber PTBS aufweisen.

Welche Risikofaktoren gelten für Journalisten?

Shapiro: Bei Traumata gibt es keine kausalen Zusammenhänge. Aber wir fanden heraus, dass ein wiederholtes Miterleben von Gewalt und Kriminalität das Risiko erhöht. Als ich jung war, dachte ich immer, je mehr Berufserfahrung ich haben würde, desto weniger würde mich das Erlebte mitnehmen. Diese Annahme ist offensichtlich falsch. Auch eine hohe Identifikation mit dem Ereignis wirkt sich negativ aus. Das bedeutet, je mehr ich mir vorstelle, das Ganze könnte auch mir selbst passieren. Klassisch sind dabei Autounfälle, über die jemand berichtet, der anschließend in sein eigenes Auto einsteigen muss. Auch Mütter und Väter, die miterleben müssen, wie ein Kind stirbt, können dies schwerer verkraften. Auf der anderen Seite gibt es Faktoren, die die seelischen Widerstandskräfte stärken können. Dazu gehören vor allem ein gutes Teamgefühl und Zusammenhalt in der Redaktion, aber auch ein Basiswissen über die Symptome eines Traumas.

Wie bewerten Sie die Aufgaben eines Journalisten in einer Situation nach einer Tragödie? Wie kann man die Qualität seiner Arbeit beurteilen?

Shapiro: Die Aufgabe, nach einem Unglück oder etwa einem Amoklauf zu berichten, ist besonders für Lokaljournalisten eine große Herausforderung. Anders als die anderen Medien können sie eine große Geschichte nicht fahren und danach wieder verschwinden. Meistens leben sie in der Gemeinde und sind auf irgendeine Weise betroffen.

Gerade wegen dieser fehlenden Distanz wird häufig das Thema Objektivität diskutiert. Dabei gibt es aus meiner Sicht gar keine journalistische Objektivität. Jeder Reporter hat seine eigene Geschichte, seine eigene Sichtweise. Diese muss und darf ein guter Journalist nicht verleugnen. Seine wichtigste Aufgabe ist es, fair zu berichten.

Was ist aus Ihrer Sicht die Aufgabe von (Lokal-)Journalisten nach einem Amoklauf wie in Winnenden?

Shapiro: So ein Ereignis passiert nicht und kann dann für die Vergangenheit abgehakt werden. Die ganze Gemeinde erleidet ein Langzeittrauma, das sich auf ganz unterschiedliche Weise und mit verschiedenen Graden der Betroffenheit offenbart. Manchmal ist die lokale Presse die einzige vertrauenswürdige Informationsquelle. Das ist eine große Verantwortung. Journalisten können helfen und beeinflussen, wie die Menschen das Trauma und die eigenen Heilungsperspektiven wahrnehmen. Zunächst müssen Journalisten akzeptieren, dass es sich um einen kontinuierlichen Prozess und kein einmaliges Ereignis handelt. Sie müssen ein sensibles Gespür für diesen Prozess entwickeln. Es ist normal, wenn sich besonders unmittelbar Betroffene isoliert fühlen, wenn sie traurig sind und oft eben auch sehr wütend. Wenn das eigene Kind in der Schule erschossen wird, verlieren viele Eltern das Vertrauen in die Gesellschaft. In jenen sozialen Vertrag, der uns eigentlich garantieren soll, dass wir in einem sicheren Land leben und dass Schulen sichere Orte sind. Wenn dieser Vertrag durch einen Amoklauf gebrochen wird, bricht nicht nur das Familienleben, sondern auch das gesellschaftliche Vertrauen zusammen.

Aber auch die Angehörigen, die ihr Kind verloren haben, gehen trotz dieses nicht zu kompensierenden Verlustes durch einen Prozess der seelischen Heilung. Journalisten können diesen Prozess positiv begleiten, indem sie diesen Menschen eine Stimme geben. Indem sie helfen, zu vermitteln, zwischen jenen, die sich schwer tun, weiterzuleben, und jenen, die



Bruce Shapiro, Direktor des Dart Centers für Journalismus und Trauma mit Hauptsitz an der Columbia Universität in New York City. Foto: privat

schon längst nichts mehr von dem Schulmassaker wissen wollen.

Wenn einige Zeit verstrichen ist, beispielsweise am ersten Jahrestag, können Journalisten erinnern. Nicht, indem sie die Vergangenheit zurückholen, sondern indem sie aufzeigen, wie sich die Situation entwickelt hat und was momentan für den Heilungsprozess von Einzelnen oder der gesamten Gemeinde wichtig ist. Dabei kann es aber nie eine pauschale Herangehensweise geben, denn jeder Betroffene hat seine ganz eigene Art und Zeit, mit dem Erlebten umzugehen. Es geht immer um die Frage, welche Geschichte wann und wie erzählt werden kann. Dabei müssen Journalisten immer wieder ihr Gewissen befragen und auch über die eigenen Gefühle reflektieren.

Interview: Anne-Katrin-Schneider

Dart-Center

Das Dart Center für Journalismus und Trauma ist ein Netzwerk, das sich als Forum und als Ressource versteht, um die sensible und sachkundige Berichterstattung über Tragödien und Gewalt zu fördern. Es unterstützt die Aus- und Weiterbildung von Journalisten und bietet hilfreiche Anleitungen über Journalismus und Trauma. Termine, Materialien und weiteres unter: www.dartcenter.org/german